

Ignoranz ist ein Privileg

Charlotte Trippolt

Erschienen in der FREIRAD-Programmzeitung Oktober-Dezember 2021

In den kalten Monaten schwindet die Leichtigkeit des Sommers und die Ernsthaftigkeit des Lebens kehrt zurück. In den Alltag, in die Stimmung, in den Weltenlauf. Doch dieser Sommer scheint ohnehin ernster als jener der Jahre zuvor gewesen zu sein. Statt des Sommerlochs fanden sich in den Nachrichten Berichte über Femizide, Flutkatastrophen, Waldbrände, Korruption, Machtmissbrauch, Polizeigewalt, steigende Zahlen von COVID-19-Infizierten, über das erneute Aufflammen des Nahostkonflikts vor dem Hintergrund der (Wohn-)rechte der Palästinenser*innen, die scheiternden Demokratiebestrebungen in Belarus, und zuletzt über die Machtübernahme der Taliban in Afghanistan. Alles in allem nur schwer zu verdauende Nachrichten. Für einige Tage klinkte ich mich deshalb aus dem Informationsstrom aus. Las keine Zeitungen, schaute und hörte keine Nachrichtensendungen, verwendete keine Social Media. Keine negativen Schlagzeilen mehr, zumindest während meines Urlaubs.

Meinen ersten Arbeitstag nach dem Urlaub verbrachte ich bei der Vorstandssitzung des Verbands Freier Rundfunk in Wien. Auf den Weg dorthin ging ich an einem Mann vorbei, der mir bettelnd seine Hände entgegenhielt. Und plötzlich wurde ich mir so klar wie schon lange nicht mehr meiner Privilegien bewusst. Nicht nur, dass ich einen bezahlten Job, ein Dach über den Kopf und eine Krankenversicherung habe. Sondern auch, dass ich einfach wegschauen und in meiner Welt bleiben kann. Das Elend, die Katastrophen, Kriege, Nöte und Sorgen aber bleiben bei dem bettelnden Mann. Und bei den betroffenen Menschen in Griechenland, Spanien, Italien, Deutschland, Palästina, Belarus, Afghanistan. Bleiben deren Realität.

Marginalisierte, diskriminierte und unterdrückte Menschen fordern von der globalen Elite immer wieder den Verzicht auf ihre Privilegien. Damit mehr Gleichberechtigung in der Gesellschaft möglich ist. Doch was genau sind diese Privilegien? Etwa mein *Weißsein*.

Meine österreichische Staatsbürgerschaft. Meine Ausbildung. Mein soziales Netzwerk. Mein Lebensstandard. Um nur einige zu nennen. Und damit verbunden auch mein Weg- und Nicht-mehr-Hinschauen. Die Möglichkeit, Dinge auszublenden, auszugrenzen, nicht wahrzunehmen, zu ignorieren.

Erschrocken über diesen Gedanken schalte ich Radio und Fernseher wieder ein, öffne meine Social Media Kanäle. Ich sehe die Berichte aus Afghanistan, Frauen, die gegen die Taliban protestieren. Im Hintergrund sind Schüsse zu hören. Ich sehe Menschen, die sich in den Flughafen drängen, sich an Flugzeuge klammern, um das Land zu verlassen. Die in den Tod stürzten. Die den eigenen Tod erahnen und nicht flüchten können. Lese Erfahrungen von Afghan*innen vor Ort und im Exil, Berichte und Analysen von Journalist*innen. Schaue mir die Live-Schaltungen der CNN nach Kabul an. Vor der Kamera steht die Journalistin Clarissa Ward. Sie kommentiert die Entwicklungen, reicht das Mikro an Menschen aus der Zivilbevölkerung weiter. Hinzusehen fällt mir schwer, kurz wünsche ich mir eine nochmalige Sendepause und ein Abtauchen in eine friedliche Welt. Trotzdem lese ich die Kommentare unter den Berichten. Jemand schreibt: „GET OUT. What good is a report if it means risking a life. What good information are you still aiming for.“ Die Fragezeichen fehlen. Und trotzdem suche ich nach Antworten. Vielleicht ist die Antwort die Journalistin selbst. Die als ausländische Korrespondentin auf ihr Privileg verzichtet, ein Land im Kriegszustand zu verlassen und sich selbst in Sicherheit zu bringen. Die hin- und nicht wegschaut. Um zu sehen, was da passiert. Was in der Welt vor sich geht. Was Menschen anderen Menschen und sich selbst antun. Vielleicht ist das hinschauen letztendlich unser aller Pflicht. Um Mensch zu bleiben. Um nachzudenken über unsere Privilegien. Um sie abzugeben. Oder sie dafür zu nutzen, Verbesserungen in der Gesellschaft herbeizuführen. Um Empathie zu spüren. Um unsere Mitmenschen zu sehen und ihnen zu helfen. Und nicht zuletzt um die Arbeit von Journalist*innen zu würdigen, die ihre Arbeit auch in lebensgefährlichen Situationen ausüben. Auch und gerade für die Menschen, die keine Privilegien haben. Die aber gesehen, gehört und gerettet gehören.

Charlotte Trippolt